

Beilage zum Frankfurter Tageblatt

Nr. 42

Sonntag, den 19. Februar 1927

86. Jahrgang

Stetsig Jahre Norddeutscher Lloyd

Vom Hans Kossin.

Am 20. Februar 1927 sind stetig Jahre vergangen, seit der Hanseatenzeit Bremer Kaufmann ein Unternehmen gebirgt, das von Jahr zu Jahr in stetigem Wachstum sich die gewaltige Stellung erobert sollte, die der Norddeutsche Lloyd heute einnimmt. Rückwärts betrachtet schien das Geburtsjahr 1857 noch keine sonderlich günstige Prognose für die Zukunft der deutschen Seefahrt zu stellen. Noch war das Deutsche Reich nicht gegründet. Der Wagemut der Bremer wurde jedoch nicht enttäuscht. 1866 führte zur Einigung Norddeutschlands, bald darauf wurde der Norddeutsche Bund durch das einige Deutsche Reich abgedeckt; und die Entwicklung der Industrie und damit des Ueberseehandels brachten den Norddeutschen Lloyd bald an die Spitze der deutschen Seefahrt überhaupt. Jahrzehntelang hatte der Gründer, Commerzienrat S. J. Meier, die Leitung des Unternehmens inne. Dieser geniale Kaufmann und Needer hat die Pläne zur Lloydgründung zwanzig Jahre hindurch erwogen, ehe am 20. Februar 1857 das vorläufige Ziel erreicht war. Noch ein anderer, der Bremer Bürgermeister Johann Smidt, hatte in weiser Voraussicht vorbereitende Arbeit verrichtet. Smidt gebührt das Verdienst, der alten Hansestadt an der immer mehr veranderten Weser in Bremerhaven neue Seefahrtsanlagen geschaffen zu haben, die es überhaupt erst ermöglichten, den Ueberseeverkehr in großem Ausmaß nach Bremen zu ziehen. Und endlich ist des Wardenbergers S. J. Meiers, des Schiffreeders Edward Grösemann zu gedenken, der an der Vorbereitung der Gründung und am späteren Ausbau des Unternehmens hervorragenden Anteil hat.

In dem gewaltigen Aufschwung, den der Norddeutsche Lloyd in den fünfzig Jahren seines Bestehens genommen hat, spiegelt sich die Entwicklung unseres Wirtschaftslebens. Diese Worte des Reichsanwalters von Bülow, 1907 in Bremen gesprochen, kennzeichnen die ständig gewachsene nationale Bedeutung des Lloyd. Lange Zeit war er, was Schiffsaum anbelangt, unbestritten führend in Deutschland. Heute steht ihm die Hamburg-Amerika-Linie ebenbürtig zur Seite. Beide Gesellschaften haben mit einer Energie, die ihrer Größe würdig ist, die schweren Schläge des Krieges und vor allem des Versailleser Diktats erfolgreich überwunden. Die Aufbaumarbeit war schwer. Das Wohl und Wehe der Seefahrt, sagt Ph. Heineken, der Präsident des Lloyd im Lloydjahrbuch von 1920/21, ist von so vielen anderen Bedingungen abhängig, daß man ohne Berücksichtigung derselben die

Lage der Seefahrt nicht richtig würdigen, daß man sie, losgelöst von weltwirtschaftlichen und volkswirtschaftlichen Zusammenhängen, von immer und besonders äußerer Politik überhaupt nicht behandeln kann. Um so bewundernswerter ist das Ausbleiben der deutschen Seefahrt im Frieden, mehr noch das Wiedereerstehen nach dem Kriege. Den vier Millionen Talern Gründungskapital des Lloyd und seinen ersten drei Amerikadampfern vom Jahre 1858 standen kurz vor Ausbruch des Krieges 125 Millionen Mark Kapital und 488 Fahrzeuge mit insgesamt 983 000 Bruttoregistertonnen (einschl. Neubauten) gegenüber. Auf vierzig Linien durchkreuzte die stolze Flotte des Lloyd alle Meere der Erde. Infolge der planmäßigen Wiederaufbauarbeit nach dem Kriege, unter Führung des Generaldirektors Geheimrat Stimming und des Vorsitzenden des Aufsichtsrats Ph. Heineken vergrößerte sich die Hochseeflotte, die ganz verloren gegangen war, trotz aller Schwierigkeiten von Jahr zu Jahr. Als im Vorjahre die Hamburg-Amerika-Linie die Rosmos- und Deutsch-Australien-Linien übernahm und damit ihren Schiffsraum von 530 000 auf 886 000 To. erhöhte, folgte auch der Lloyd mit großartigen Neubauten neuer Reisendampfer von über 40 000 Tonnen, die gegenwärtig auf deutschen Werften erbaut werden und Tausenden von Händen Arbeit geben.

Lloyd und Hapag bedeuten uns Deutschen mehr als bloße Gesellschaften. In ihnen ist ihre eigene Welt zu Hause, ihre eigene Flagge über die Meere tragen, erwiesen sie der Weltgeltung Deutschlands unschätzbare Dienste. Deshalb sind auch ihre Jubiläen für uns Anlässe zur Genugtuung und Freude. Das gilt vor allem in der oft niederdrückenden Gegenwart, in der der rasche Wiederaufschwung unserer Seefahrt einer der strahlendsten und ermutigendsten Lichtpunkte ist.

Sachens Ausfuhr nach Amerika

Die Ausfuhr aus dem Bezirk des amerikanischen Konsulats Dresden, zu dem vor allem der Chemnitzer Bezirk und das Erzgebirge gehört, hat im Jahre 1926 eine nicht unwesentliche Steigerung erfahren, indem der Export sich von 23 150 787 Dollar im Jahre 1925 auf 24 838 051 Dollar im Jahre 1926 hob. Bemerkenswert ist dabei allerdings, daß das Plus fast ausschließlich auf Textilmaschinen fällt, während Textilergzeugnisse selbst mehr zurückgingen oder aber nur Steigerungen kleineren Grades aufwiesen. Wie man hört, hat sich im laufenden Geschäftsjahre die Lage wieder etwas gebessert. Der Export von Textilmaschinen liegt von 1 965 375 Dollar im Jahre 1925 auf 3 455 730 Dollar im Jahre 1926; er erfährt also fast eine Verdoppelung. Eine nennenswerte höhere Ausfuhrziffer weisen sonst nur noch baumwollene Handschuhe auf, die sich von 5 565 000 Dollar auf 6 087 865 Dollar steigerten, während baumwollene Strümpfe einen Rückgang von 1 574 168 Dollar auf 1 238 109 Dollar erfuhren. Auch bei den übrigen Textilfabrikaten ist fast durchweg ein Rückgang des Exportes zu verzeichnen, und zwar wie folgt: Möbelstoffe 396 642 Dollar (555 275 Dollar im Vorjahre), Decken 383 959 (632 741) Dollar, Spitzen 576 051 (1 173 915) Dollar, wollene Handschuhe 232 083 (310 930) Dollar, wollene Strümpfe 337 576 (449 118) Dollar. Während

Leinwandene Spitzen und Stickereien einen kleinen Rückgang der Ausfuhr aufzuweisen hatten, konnten seidene Spitzen und Stickereien die Ausfuhr nach USA. verdoppeln. Eine Erhöhung gab es sonst nur noch bei baumwollenen Stickereien, die von 91 136 Dollar auf 190 060 Dollar stiegen, sowie bei Taschentüchern und Leinen-Erzeugnissen, bei denen sich die Zahlen wie folgt stellten: Taschentücher 220 935 Dollar (160 993 Dollar i. V.), Leinwand- und Tischtücher 536 504 (373 868) Dollar und Lein. Tafelbarnast 234 335 (198 761) Dollar.

Die Lüge als politisches Kampfmittel

Der angebliche Brief des Landarbeiters.

Berlin, 17. 2. Einige linkslebende Blätter veröffentlichten gestern einen offenen Brief, den ein Landarbeiter aus dem Kreise Königsberg an den Reichsanwalt gerichtet habe. Dazu wird von unrichtiger Seite festgestellt, daß ein solcher Brief in der Reichsanwalt überhaupt nicht eingeschlagen ist. Entweder hat der Briefschreiber unterlassen, seinen offenen Brief dem Reichsanwalt überhaupt zuzustellen oder die ganze Briefsache ist eine Fiktion. Die Anwaltskanzlei kam auch heute im Preussischen Landtag zur Sprache. Küberbald der Tagesordnung was der deutsch-nationale Abgeordnete v. d. Osten in einer Erklärung im einzelnen die in dem Briefe enthaltenen Vorwürfe als unwahr und als schwere Verleumdungen urteilt. Er kündigte an, daß er zur Feststellung der Wahrheit die strafrechtliche Verfolgung gegen den Briefschreiber beantragen werde.

Heimatliche Wochennachtslänge

Rachwint — Die Grippe — Der Antischimmel Eine interessante Statistik.

Der für Mitte Februar angekündigte Rachwint hat sich so ziemlich an die ihm vorgeschriebenen Daten gehalten. Mit Tage lang behauptete er sein Recht und beherrschte uns eine Rache, an die wir nun schon bald gar nicht mehr gewöhnt sind. Jeden Tag erstand vor unseren Augen durch herrliche Rauchbildungen ein neuer Winter, aber spiegelglatte Eisbahnen jagten wagemutige Eisportler; nur der Schnee, der zu einem winterlichen Wintersport die unerlässliche Vorbedingung ist, wollte sich nicht einstellen. Inzwischen ist aber auch des Rachwinters Kraft gebrochen, das Eis ist wieder zu Wasser geworden und die Schlittschuhe scheinen für diese „Saison“ nunmehr endgültig ausgedient zu haben. Was jetzt noch an winterlichen Rückfällen kommen wird, ist nicht mehr recht ernst zu nehmen. Schon melden die Zeitungen das Eintreffen der ersten Stare. Diesen schlafschwarzen Sängern sagt man nach, daß sie einen sehr feinen Instinkt besitzen und sich nicht leicht irren, so daß nach ihnen der Frühling nicht mehr allzu weit entfernt sein soll. Aus dem graugrünen Gras in den Vorgärten lugen auch schon die weißen Schneeglöckchen hervor und erfüllen mit ihrem Leuchten und Ringeln die Wiesenherzen erneut mit Frühlingsglauben und Frühlingshoffen.

Die Frühlingsvorfremde wird in diesem Jahre etwas getrübt durch die teilweise auftretenden Massenkrankheiten. Bei einem „hässlichen Husten und Schnupfen“ bleibt es in sehr vielen Fällen heuer eben nicht; die Grippe und andere Erkran-

lungen treten äußerst häufig auf. Dennoch kann bei uns in Deutschland von einer direkten Grippe-Epidemie nicht gesprochen werden, wohl aber sind solche zurzeit vorhanden in der Schweiz und in Frankreich. Immerhin wird man gut tun, auch die scheinbar leichtesten Erkältungsfälle nicht „auf die leichte Schulter“ zu nehmen und lieber etwas mehr Vorsicht aben, als dann schließlich das langwierige Ueberdauern zu haben. Freilich, eine allzu große Ueberänglichkeit ist auch nicht am Platze. Wenn jetzt verschiedentlich dafür Propaganda gemacht wird, den deutschen Händlern beim Begrüßen wegzulassen und dafür lieber eine Grußform einzuführen, die vielleicht dem Handheben der muskulösen Schwarzhenden gleicht, so ist das u. E. eine Sache, die nicht lediglich der Sorge der Krankheitsübertragung entspringt. Ohne weiteres sei zugestanden, daß es nicht nötig ist, in jedem Falle bei einer Begegnung auf der Straße sich die Hände zu drücken. Der Händrücken war früher eine besondere Auszeichnung und war nur üblich zwischen Freunden, denen die Freundschaft mehr war als ein schönes Wort. Heute ist diese Grußform in den meisten Fällen zu einer recht gedankenlosen, ja förmlich gleichgültigen Handlung geworden, wie denn unter ganzes öffentliches Leben mit der zunehmenden „Großzügigkeit“ immer mehr an Innerlichkeit einbüßt.

So sehr sich auch die Zeiten ändern, so rasch alte, liebe Sitten dem modernen Geist zum Opfer fallen: eines behauptet sein Recht und tragt unverbrossen in alter Ruhe durch die Zeit! Was wird's wohl sein? „Der Antischimmel!“ Von Zeit zu Zeit macht er durch besonders eckwärtige Lebenszeichen sich augenfällig bemerkbar. Das war z. B. in den letzten Tagen in Müllschiff der Fall. Müllschiff ist kein Stammschiff, sondern ein Dorf in Schlesien im Regierungsbezirk Oppeln. Dort erhielten jetzt die Beamten von ihrer vorgesetzten Behörde die Aufforderung, eine Gesamtquittung ihrer Gehaltsbezüge aus dem Jubilationsjahr 1923 einzureichen. Was das für einen Zweck haben soll und ob man die Milliarden und Billionen nochmals aufrechnen will, das wissen die Götter, und selbst diese würden in eine große Verlegenheit kommen, sollten sie eine einigermassen zufriedenstellende Aufklärung geben.

Beil wir gerade von Zahlen reden: etwas interessanter als die Billionenangelegenheiten von 1923 ist schon eine Statistik, die unlängst ein großstädtisches Rathaus über die Berufe seiner „Runden“ veröffentlichte. Danach waren von 1000 Runden 240 Handwerker, 118 Kellner, 40 Hausdiener, 52 Aufseher, 81 Arbeiter, 47 Kaufleute, 68 Ingenieure, 12 Techniker, 67 Angestellte, 16 Dienstmädchen, 65 Beamte, 19 Musiker, Schauspieler, Artisten, 5 Ärzte, 2 Doktoren der Philosophie, 74 Witwen, 68 Berufslose und 48 Rentempfangener.

A. Opt.



Friedrich Augsburg

Ein frederizianischer Roman von Wolfgang Marzen.

(Uebersetzt durch Verlag Ost. Meister, Werdau.)

39 Nachdruck verboten

Marlene kommt zurück, das sah sie. Kam sie allein oder war der Geliebte des Herzens an ihrer Seite?

Herrgott gib, daß sie ihn gefunden hat, behete sie labränglich.

Die Schweltern fuhren empor, als Anneliese berichtete. Sie randen hastig auf und benachrichtigten die Eltern. Am Eingang zum Schlosse erwarteten sie alle den Wagen.

Nach sollte er in den Hof. Lustig knallte der Reiter die Peitsche. Der Wagen hielt. Marlene, die so langensüchtige Schwester, trat aus dem Wagen. Glückselig lag auf ihren Lippen. Anneliese wachte, als sie die fröhlichen Augen der Schwester sah, daß sie nicht allein kam.

Und es war so. Friedrich Augsburg folgte. Mit leuchtenden Augen sah er auf Marlene. Und dann half er einem Dritten aus dem Wagen. Dem König.

Sehr ernst war Friedrich Wilhelm I., als er auf den Baron und die Baronin zuschritt.

„Baronin“, sagte er mit leiser Herzlichkeit, „bring' Euch die Marlene wieder. Haben gemeinsam den Ausreißer gefunden und gleich mitgebracht. Will Sie dem Rittmeister die Marlene geben? Sag' Sie rasch!“

Unter Tränen nickte sie.

„Da's nicht anders geht. Sei Sie gut zu Ihrem Schwager, Baronin. Hat's nicht leicht gehabt. Hat — die Mutter sehr verloren, die er erst fand. Auf ihn mütterlich gut sein, Baronin, versteht Sie mich?“

Dann nahm er das Paar an den Händen und führte sie zu den Schweltern. An Anneliese wandte er sich.

„Söh' Sie, Jungfer, unser guter Herrgott wird

Ihr immer danken, daß Sie der Schwester zum Glück verholfen hat.“

Er wollte noch weiterreden, aber die beiden Mädchen lagen sich in den Armen und küßten sich unter Tränen. Und die anderen Schweltern traten hinzu. Vater und Mutter und der Augsburgburger sahen Marlene von einem Arm in den andern sich werfen.

Ohne ein Wort zu sagen, ist Friedrich zu seiner Schwiegermutter getreten und hat ihre Hände gefaßt.

„Mutter, wie soll ich Ihnen danken?“ hat er einfach gesagt, aber sein ganzes reiches Herz lag in den wenigen Worten.

Der König blieb über Nacht als Gast. Als er am anderen Morgen schied, war er heiser. Die Brautleute gaben dem König das Geleit, eine lange Strecke gingen sie neben dem Wagen her.

„Er muß nie aber bald nach Berlin kommen. Hören Sie, Rittmeister. Und bekranken soll er bald. Versprechen Sie mir das, Rittmeister?“

Und er versprach dem König.

Als sie sich trennten, war der König tief bewegt.

„Lach' Sie mich einen Augenblick mit Ihrem Herzallerliebsten allein.“ hat er Marlene.

Als sich die beiden Männer gegenüberstanden, kamen dem König die Tränen.

„Augsburger“, sagte er, „Augsburger, ich hab' ihn lieb, lieber als meine Jungen. Das — das wollt' ich ihm noch sagen. Er war der einzige Mensch, der Ehrlich zu mir gewesen ist. Ich hab' ihn lieb, Augsburgburger. Lach' Er mich nicht so lange warten.“

Durch den Frühling sind sie heimwärts gegangen.

An den Händen hatten sie sich gefaßt und kein Wort gesprochen.

Als sie dicht vor dem Schlosse standen, nahm er Marlenes linken Gesicht in beide Hände.

„Du Sähe, Geliebte. Nun hab' ich das Glück. Du bist meine Heimat. Mag jetzt das Leben bringen was es will. Ich hab' dich an meiner Seite und will allem trohen.“

Und Marlene nahm sein Haupt, zog es zu sich herunter und küßte ihn auf den Mund. „Du“, sagte sie, nichts weiter, strich ihm über das Brauhaar.

Frühling!

Hochzeit auf Warnshausen!

So wie es grünte und blühte in Gottes schöner Welt, so knospte es im Herzen aller, die das Fest rühnen halfen.

Friedrich und Marlene waren ein stilles Paar. Innigkeit, ganz stille, erfüllte ihre hartgeprüften Herzen und wenn sie auf der Terrasse saßen und über das grüne Land sahen, da hielten sie sich stumm an den Händen.

Ihre Augen tranken den Frühling und ihre Herzen waren voll seligen Friedens.

„Nach drei Tage, Marlene“, sagte Friedrich, „als sie wieder einmal Sonne aus dem Frühling tranken, dann sind wir vereint. Freust du dich, Liebste?“

Marlene schlug die Augen auf und ein Strahl reinster Liebe traf den Geliebten. Sie schmeigte das braunlockige Haupt an des Geliebten Brust — das war die stumme, beseligende Antwort.

„Wenn ich den“, Marlene, daß ich, der heimliche Gefelle, jetzt eine Heimat gefunden habe, eine Heimat in deinem Herzen, da möcht' ich weinen vor Freude. Wie hast du mich reich gemacht! — Weist du auch, daß ich den Bahner eingeladen habe zu unserer Hochzeit, und meinen alten Meister, den Knecht aus Tilschen? Sie waren Freunde und sollen es mir bleiben.“

„Ja, Liebster! Ich will mich freuen, wenn ich deine Freunde sehe, und sie sollen auch die meinen sein.“

„Ob der König kommt?“

„Es wäre schön, Friedrich.“

„Ich würd' mich freuen, unendlich, Marlene. Glaub' mir, ich hab' den König lieb wie einen Vater. Es jammert mich, daß keiner ihn versteht, keiner ihn verstehen will.“

Marlene nickte.

„Er wird uns aber wohl kaum die Freude machen.“

„Glaub' auch, Marlene, er ist krank und muß sich jetzt vor allen Strapazen hüten.“

„Ein Kurier des Königs!“ Marlene plöblich hinter ihnen. Der Diener Nathan war eingetreten. Ueberrascht wandte sich das Paar um, unwillkürlich trennten sich ihre Hände.

„Ein Kurier des Königs, sagt du, Nathan. Wo ist er denn?“

„Anten, Herr Baron!“

„Schick ihn herauf zu uns auf die Terrasse.“

„Sofort, Herr Baron!“ Eifrig trippelte der immer mehr zur Fülle neigende Diener die Treppe hinunter und nach wenigen Augenblicken stand der Kurier vor ihnen.

Es war Leutnant Marwiz.

„Marwiz, Sie sind's! Sie schickt der König!“ rief der Augsburgburger überrascht und erfreut.

Herzlich schüttelten sich die Männer die Hände, ehrerbietig begrüßte Leutnant v. Marwiz, der Berliner Kamerad, des Augsburgburgers Braut.

Er strahlte über sein ganzes Gesicht, man sah ihm die Freude an, die ihm der König durch Uebertragen der Mission gemacht hatte.

„Der König schickt Sie, Marwiz?“

„Ja, Herr Rittmeister, weil er nicht selber kommen kann, sendet er Ihnen durch mich dieses.“ Er hielt ihm ein kleines, aber schweres Paketchen, das versiegelt war, hin.

„Sollten Sie mir von Majestät etwas ausrichten, Marwiz?“

„Ja, Herr Rittmeister. Es tut mir in der Seele weh, hat der König gesagt, daß ich nicht bei des Augsburgburgers schönstem Feste sein kann. Sag' Er ihm das. Ich wünscht ihm von Herzen Glück, und er soll bald kommen. Sein König schenkt sich nach ihm. Sag' Er ihm das, Marwiz! So sprach Majestät zu mir, und ich berichte es Ihnen getreulich. Das aber schickt er Ihnen durch mich, Herr Rittmeister.“

Augsburger nahm das Königs Brautgeschenk.

„An unserem Hochzeitstage wollen wir es öffnen. Ist es dir so rasch, Marlene?“

„Ja, Liebster.“

(Fortsetzung folgt.)